

Blumenmeer und grasende Kühe

Polen zwischen Opferkonkurrenz, Täterrolle und Rückbesinnung auf eine gemeinsame Geschichte

Krakau, 02. Juli 2011. Auf der großen, offenen Bühne am Ende der Ulica Szeroka im Krakauer Stadtteil Kazimierz steht Alfred Schreyer. Der 88-jährige, geboren im polnischen, angereist aus dem mittlerweile westukrainischen Drohobycz, beendet gerade seinen Auftritt auf dem 21. jüdischen Kulturfestival mit einem kraftvollen „Hevenu Shalom Alejchem“ – und über 2.000 Leute sehen ihm dabei zu. Das Festival, begonnen aus privater Initiative, ist mittlerweile eine feste Größe im Krakauer Kulturprogramm und zieht zahlreiche BesucherInnen aus dem In- und Ausland an. *TV Polonia* überträgt zum wiederholten Male das

Vor elf Jahren entfachte das Buch „Nachbarn“ in Polen eine Debatte, deren Auswirkung mit den geschichtspolitischen Debatten in der Bundesrepublik in den 1980er und 90er Jahren vergleichbar ist. Am 10. Juli jährte sich das Pogrom der nichtjüdischen Bevölkerung des Dorfes Jedwabne an ihren jüdischen Nachbarinnen und Nachbarn zum 70. Mal. Der Weg zur Gedenkfeier im Nordosten Polens führte Andreas Kahrs in neun Tagen zu verschiedenen Orten, in denen sich die Facetten der polnisch-jüdischen Vergangenheit widerspiegeln. Für ak schildert er seine Eindrücke.

berühmt gemacht hat. Das touristische Interesse war es, das in Krakau einen ganz speziellen Umgang mit der jüdischen Vergangenheit hervor gebracht hat. Die Vergangenheit von Kazimierz hat sich zu einem Wirtschaftsfaktor entwickelt. „Jüdische“ Restaurants wurden eröffnet, Hotels und Läden rekurrieren in ihren Namen auf die jüdische Geschichte des Stadtteils. Kazimierz entwickelte sich,

Innen immer noch eher in die Marienkirche am zentralen Marktplatz und auf den Wawel-Hügel zum alten Königsschloss zieht, kommen hier regelmäßig PolInnen erstmals in Kontakt mit jüdischer Vergangenheit und Kultur. „Viele polnische Gäste sind überrascht, dass hier einmal eine so große Zahl von Juden gewohnt hat“, erzählt Maciej, Tourguide in Kazimierz. Die Vermittlung von jüdischer Kultur

der antisemitischen Kampagne von 1968 das Land.

Fehlendes Wissen und die daraus resultierende Gleichgültigkeit sind wichtige Ursachen für den noch immer präsenten Antisemitismus in Polen. Im politischen und medialen Diskurs ist er in letzter Zeit auf dem Rückzug. In anderen Kontexten, beispielsweise in Fußballstadien, flammt er immer wieder auf. Im Lokalderby in Krakau ist es keine Besonderheit, wenn verletzte Spieler von Cracovia mit „ins Gas!“-Rufen aus der Fankurve von Wisla vom Feld begleitet werden. Weiten Teilen der polnischen Gesellschaft fehlt es in Bezug auf die jüdische Geschichte an Anknüpfungspunkten in der Erinnerungslandschaft. Besser gesagt, vorhandene werden nicht genutzt. Jüdisches Leid hatte nach Kriegsende keinen Platz in der polnischen Erinnerung.

Eine Art Freilichtmuseum: der Stadtteil Kazimierz

Unweit von Krakau liegt ein Ort, an dem dieses Wissen vermittelt werden könnte. Das ehemalige Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau ist international zum Symbol für den Holocaust geworden – in der polnischen Erinnerung allerdings nicht. Vielmehr stand und steht es im kollektiven Gedächtnis für die Verfolgung der nichtjüdischen Polinnen und Polen unter deutscher Okkupation und das Martyrium der WiderstandskämpferInnen. Dieses Geschichtsbild wurde nicht nur vom nationalkonservativen und katholischen Diskurs gepflegt, so die Hamburger Historikerin Imke Hansen. Auch die offizielle Volkspolnische Gedächtnispolitik differenzierte nicht zwischen Juden und Nichtjuden. PolInnen avancierten zur größten Opfergruppe, mit der Formulierung „Opfer verschiedener Nationen“ wurden die jüdischen Opfer posthum national vereinnahmt. Die Akzentuierung des polnischen Leidens und Heldentums in Auschwitz diente als innenpolitisches Instrument der Legitimation der damaligen kommunistischen Regierung.

Die zwei grundverschiedenen Wahrnehmungen des Gedenkortes führten nach der politischen Öffnung Polens zwangsläufig zu Konflikten. Denn die im Laufe der 1990er Jahre immer zahlreicher werdenden internationalen BesucherInnen kamen zu einem Ort des Holocaust und fanden einen Ort polnischen Leidens. Über die Empörung angesichts dieser „Christianisierung“ von Auschwitz vergaß man, nach deren Genese zu fragen. Fast jede Familie in Polen hatte Kriegsoffer zu beklagen, neben den jüdischen Opfern verloren fast weitere 10% der Bevölkerung ihr Leben, ganz zu schweigen von Traumatisierungen und materieller Zerstörung. Doch für die „polnische“ Geschichte nicht nur von Auschwitz, sondern von der Besetzung und Verfolgung insgesamt gab es westlich der Oder lange Zeit weder das Bewusstsein, noch das Interesse. Davon zeugt auch die geringe Bekanntheit des Warschauer Aufstandes von 1944, welche bereits auf höchster politischer Ebene zu peinlichen Verwechslungen führte.

Weniger umstritten und mit weniger „Konkurrenz“ belegt, entwickelte sich die Erinnerung an eben diesen Warschauer Aufstand zu einem Ersatz für den „verlorenen“ Erinnerungsort Auschwitz. Das bis 1990 unterdrückte Gedächtnis erfuhr nach der politischen Wende einen enormen Bedeutungszuwachs. In der Erinnerung steht der 63 Tage dauernde Aufstand gegen die deutschen Besatzer dabei, ebenso wie Auschwitz, stellvertretend für das gesamte Leiden und das Heldentum unter der Okkupation. Der 60. Jahrestag 2004 manifestierte den Aufstand als zentrales Narrativ der konservativen Staatsführung unter den Kaczynski-Brüdern.

Den Höhepunkt der Feierlichkeiten bildete die Eröffnung eines dem Aufstand gewidmeten Museums im Zentrum von Warschau.

Nur wenig weiter nördlich entsteht nach langen Verhandlungen nun ein weiteres Museum. Zum 70. Jahrestag des Ghettoaufstandes soll direkt gegenüber des in Deutschland durch den Kniefall Willy Brandts bekannten Denkmals im Stadtteil Muranów das „Museum zur Geschichte der polnischen Juden“ eröffnet werden.

Vor der Baustelle am „Platz der Helden des Ghettos“ sitzt ein alter Mann und schaut dem touristischen Treiben zu. Er selbst, so erzählt er, habe auf der anderen Seite der Ghettomauer gewohnt. Einer seiner besten Freunde lebte im Ghetto und wurde nach dessen Liquidierung 1943 in Treblinka ermordet. Er hat dem Museum ein Foto seines Freundes zur Verfügung gestellt. Was damals passierte, könne er bis heute nicht verstehen. „Wir sind alle Zeugen gewesen, aber was hätten wir tun sollen?“ Damit benennt er einen weiteren Aspekt der polnisch-jüdischen Erinnerung. Die Frage, wie viel Hilfe möglich gewesen wäre, welche Unterstützung den jüdischen MitbürgerInnen von den christlichen NachbarInnen zuteil wurde.

Der Erinnerungskonflikt, der seinen Ursprung Mitte der 1980er Jahre hat, beruht auf der von polnischer Seite praktizierten Gleichstellung der polnischen und jüdischen Schicksale. Die Debatte, in deren Zeit auch die Ausstrahlung von Claude Lanzmanns Film „Shoah“ fiel, beförderte in Teilen der Gesellschaft die langsame Einsicht, dass das polnische Volk eben nicht zur Vernichtung bestimmt war und im Verbrechen des Holocaust lediglich die Zuschauerrolle inne hatte. Von den israelischen Reisegruppen, die in den 1990er Jahren auf der Suche nach den Orten des Holocausts nach Polen kamen, fühlten sich viele Polinnen und Polen unausgesprochen und zu Unrecht mit der Frage nach „nichtjüdischen“ Handlungsspielräumen konfrontiert. Oft wurde in diesem Zusammenhang darauf verwiesen, dass letztlich PolInnen die größte Gruppe der „Gerechten unter den Völkern“ in der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel bilden.

Nach 1945 gab es keinen Platz für jüdisches Leid

Wie wird das „Museum der Geschichte der polnischen Juden“ diese Geschichte erzählen? Bei einer Vorstellung des Museums am 2. Juli in Krakau wurde der Schwerpunkt zunächst nicht auf die Darstellung der wechselvollen polnisch-jüdischen Geschichte, die Probleme von Akzeptanz, Ausgrenzung und Nachbarschaft gelegt. Im Zentrum stand die Rekonstruktion des hölzernen Daches der Synagoge des kleinen galizischen Dorfes Gwózdziec aus dem 18. Jahrhundert. Es bekommt den prominentesten Platz im Museum und ist der ganze Stolz der Kuratorin. Wenn sie die tausendjährige jüdisch-polnische Geschichte betont, geht es ihr vor allem um das sogenannte Goldene Zeitalter, die kulturelle Blütezeit des polnischen Judentums. Der Vortrag über Begegnungen auf dem Marktplatz des 18. Jahrhunderts, prächtig bemalte Synagogen und ausgefeilte Handwerkskunst zeichnet das Bild einer Erfolgsgeschichte des polnischen Judentums.

Die anschließende Frage, ob und wie Antisemitismus und die von Konflikten begleitete Nachbarschaft in das Museum eingebaut werden, scheint der Referentin nicht zum ersten Mal gestellt worden zu sein. Wie auf Knopfdruck entgegnet sie, das Museum betreibe kein „white-washing“ der Geschichte und auch die Pogrome von Jedwabne und Kielce fänden ihren Platz. Der Zusatz der Referentin, dies sei kein Museum der polnisch-



Extra zum Kulturfestival in Kazimierz gibt sich so manches Geschäft einen jüdischen Anstrich

Fotos: A. Kahrs



Und auch die Straßenzüge des Viertels bieten die passende Kulisse

Abschlusskonzert live. Für gut zehn Tage kehrt es zurück, das jüdische Leben in Kazimierz. Neben zahlreichen Gebäuden aus der Vorkriegszeit sind hier auch fünf Synagogen erhalten geblieben.

Vor dem Überfall Deutschlands auf Polen waren rund ein Viertel der gut 250.000 EinwohnerInnen Krakaus jüdischen Glaubens. Heute leben hier nur noch sehr wenige Jüdinnen und Juden. Dafür kommen viele internationale TouristInnen. Sie suchen die Kulissen von Steven Spielbergs „Schindler's Liste“, der diesen Stadtteil vor allem in den USA

parallel zur Wandlung in ein Szeneviertel, zu einer Art Freilichtmuseum. Auch das Kulturfestival hat seinen Teil zur Inszenierung eines „jüdischen Kazimierz“ beigetragen. In dieser Zeit geben sich noch einmal mehr Geschäfte einen jüdischen Anstrich.

Die amerikanische Historikerin Erica Lehrer bezeichnete Kazimierz als „Schutzraum“, in dem sich Jüdinnen und Juden – nicht nur während des Festivals – in einem völlig anderen Kontext bewegen können als im Rest des Landes. Auch wenn es die meisten polnischen Touris-

ten und Geschichte steht in Polen noch am Anfang. Die Art ihrer momentanen Präsenz in Krakau birgt jedoch die Gefahr, Judentum und jüdische Vergangenheit auf folkloristische Elemente und fragwürdige Souvenirs zu reduzieren. Jüdinnen und Juden selbst spielen in diesem Prozess eine untergeordnete Rolle. Die jüdische Gemeinde zählt in Polen heute offiziell rund 10.000 Mitglieder. Viele der nach dem Holocaust zurückgekehrten knapp 300.000 Menschen jüdischen Glaubens verließen aufgrund der antisemitischen Stimmung nach Kriegsende oder im Zuge

jüdischen Beziehungen, sondern der Geschichte der polnischen Juden, bestärkt den Eindruck, dass jüdische Geschichte vor allem dort ihren Platz in der polnischen Erinnerungslandschaft findet, wo sie nicht in Konkurrenz zu polnisch-nationalen Erinnerungskonstruktionen steht. Oder, noch besser, wo sie sich eignet, ein positives polnisches Geschichtsbild mit zu tragen. Die Chance des entstehenden Museums, im Zentrum der polnischen Hauptstadt mit konstruktiven Ansätzen die Kluft polnisch-nationaler Erinnerung und polnisch-jüdischer Vergangenheit zu überbrücken, scheint bisher nicht wahrgenommen zu werden.

Warschau, 10. Juli 2011. Die knapp 30-köpfige Reisegruppe der jüdischen Gemeinde in Warschau beginnt ihre Fahrt nach Jedwabne vor der Synagoge. Mit dabei ist auch Michael Schudrich, seit 2004 Oberrabbiner von Polen. Die Stimmung ist entspannt, die Zeichen deuten heute weiter in Richtung Annäherung. 2001, zum letzten runden Jahrestag, war das anders. Der Soziologe Jan Tomasz Gross veröffentlichte im Jahr 2000 in seinem Buch „Nachbarn“ die Ereignisse in Jedwabne im Juli 1941. Ein Pogrom der nichtjüdischen Dorfbevölkerung an ihren jüdischen NachbarInnen, wohlwollend betrachtet von den deutschen Besatzern.

Hintergrund des Pogroms war der Vorwurf, die Jüdinnen und Juden hätten sich zuvor gegenüber den sowjetischen Besatzern wohlwollend und unterstützend verhalten, unter den Machthabern Karriere gemacht und sich damit der Verfolgung von polnischen AntikommunistInnen und nationalkonservativen Intellektuellen schuldig gemacht. Die Assoziation von Jüdinnen und Juden mit KommunistInnen und der Hass gegen die sowjetischen Besatzer mündeten im Zuge des erneuten Einmarschs der Deutschen in vermeintliche Racheaktionen – an der jüdischen Bevölkerung. Im Dorf Jedwabne trieb man die jüdischen NachbarInnen auf dem Marktplatz zusammen und zwang sie, in Richtung des am Rand gelegenen jüdischen Friedhofs zu marschieren. Eingesperrt in eine Scheune wurden zwischen 300 und 500 jüdische BürgerInnen von Jedwabne bei lebendigem

Leibe verbrannt. Ähnliches geschah in Radziłów, Szczuczyn, Rajgród, Grajewo und einigen anderen Dörfern der Region. Über 50 Jahre wurden diese Taten den deutschen Verbrechen zugerechnet und waren angesichts deren Dimension nur Randnotizen.

Seit 2000 ist Jedwabne Symbol des zur Tat gewordenen polnischen Antisemitismus. Der Aufschrei in der polnischen Gesellschaft war groß, da diese Geschichte dem Bild der heroischen Opfernation, die sich selbst nichts zu Schulden hatte kommen lassen, einen tiefen Riss zufügte. Mit seiner mitunter polemischen Präsentationsform lieferte der Wissenschaftler aus Princeton, der bis zum seinem 22. Lebensjahr in Polen lebte, seinen KritikerInnen oft Steilvorlagen. Diese stehen allerdings in keinem Verhältnis dazu, dass Gross im rechtskonservativen politischen Umfeld zur Hassfigur Nr.1 avancierte. Mittlerweile lenken auch einige seiner KritikerInnen ein, dass es jenseits der Präsentation notwendig war, die gesellschaftliche Debatte anzustoßen und die Wahrheit über Jedwabne ans Licht zu bringen.

Mit einer Reisegruppe nach Jedwabne

Fortschritte der Auseinandersetzung mit der polnischen Täterschaft sind am Beispiel von Jedwabne sichtbar. Am 10. Juli, 70 Jahre nach der grausamen Tat, steht vor dem Denkmal neben der „politisch-moralischen Elite“ des Landes auch erstmalig ein Repräsentant der Katholischen Kirche und bittet um Vergebung für das Verbrechen. Das Blumenmeer, die Poltiprominenz, die vielen Kameras – alles wirkt sehr groß angesichts der wenigen TeilnehmerInnen der Gedenkveranstaltung. In den Reden geht es um Vergebung, um Miteinander und eine friedliche Zukunft. Und wieder geht es auch um 1.000 Jahre polnisch-jüdische Geschichte, in denen die Ereignisse von Jedwabne nur einen kleinen Ausschnitt bilden.

Auch elf Jahre nach Beginn der Debatte wird deutlich: „Jedwabne“ bleibt vor-



Blumen, Poltiprominenz und Kameras – doch Gäste gibt es nur wenige bei der Gedenkveranstaltung in Jedwabne



Ein Rabbi und ein Bischof gemeinsam vor der Kamera – ein seltenes Bild in Jedwabne, dem Symbol polnischen Antisemitismus



Neben dem Gedenkstein in Szczuczyn grasen die Kühe – „Hier wurden von den Faschisten bestialisch 600 Bürger jüdischer Nationalität ermordet“

erst ein Erinnerungsdiskurs „von oben“. Von den BewohnerInnen nahm auch diesmal kaum jemand an der Gedenkfeier teil. Immerhin blieb auch Protest aus – vor zehn Jahren waren während der Gedenkfeier die Kirchenglocken geläutet worden. Langsam steigt die Akzeptanz für den Umstand, dass in Jedwabne Polen Täter waren. Nicht zu letzt auch, weil es politisch vermittelt wird.

Und die anderen Dörfer? Die anderen Opfer? Die Warschauer Gemeinde fährt auf dem Rückweg auch nach Szczuczyn und Radziłów. In beiden Dörfern wächst langsam Gras über die Gedenksteine, die noch immer von Opfern des Faschismus anstatt von Opfern der eigenen NachbarInnen sprechen. Das Gras auf dem angrenzenden jüdischen Friedhof in Szczuczyn wird von einer Hand voll Kühen kurz gehalten.

Alles richtet sich aus nach dem „Symbol Jedwabne“. Die Einsicht, dass es sich bei der Täterschaft um einen komplexen Zusammenhang handelt, der in seiner Gesamtheit als Teil der polnischen Geschichte begriffen werden muss, ist nach wie vor in großen Teilen der Bevölkerung in den Städten wie in den Dörfern nicht angekommen. Dies verhandelt weiterhin

nur der Diskurs „von oben“. Die kulturellen und politischen SprachführerInnen des Landes debattieren weiter. Auch über die von Jan Tomasz Gross 2004 und 2011 veröffentlichten Bücher über weitere schmerzvolle Aspekte der polnischen Geschichte. Immerhin, auf die politische Bühne des kommenden Wahlkampfes scheint es das Thema nicht zu schaffen – anders als in vorherigen Wahlkämpfen. Ein Umstand, der der Debatte sicherlich gut tun wird. Wie aber gelingt eine Überwindung der Distanz gegenüber dem Judentum und der jüdischen Geschichte?

Die Gleichgültigkeit überwinden

Der Schlüssel des sich abzeichnenden geschichtspolitischen Mechanismus scheint die tausendjährige polnisch-jüdische Geschichte zu sein, die eine gemeinsame sein soll. Jedwabne und Kielce dürfen aber nicht als isolierte Ereignisse stehen bleiben, die regelmäßig zu den Jahrestagen Gefühle von Scham und Abwehr bei der Mehrheit der polnischen Bevölkerung hervorrufen. Vielmehr müssen Ereignisse wie diese, mitsamt ihren gesellschaftlichen Bedingungen und Vorgeschichten in

das Narrativ integriert werden, welches sich bisher um die Betonung von Gemeinsamkeiten, harmonischem Zusammenleben und kultureller Blüte bemüht.

Nur wenn die Hintergründe und das Geflecht sozialer Beziehungen vermittelt werden, erfüllt der geschichtspolitische Diskurs auch seine gesellschaftliche Funktion: Die Überwindung von Unwissenheit und Gleichgültigkeit. Dringend muss die Gedenkarchitektur an vielen Orten polnisch-jüdischer Geschichte dahingehend erneuert oder überhaupt erst erarbeitet werden. Gerade lokale Initiativen haben sich hier bereits sehr verdient gemacht und gezeigt, dass es durchaus Interesse an der Auseinandersetzung mit der polnisch-jüdischen Vergangenheit gibt. Dass den Kommunen die Stärkung der Gedenkorte von der Direktorin des Museums in Warschau mit dem Hinweis schmackhaft gemacht wird, es fördere den Tourismus, ist sicherlich ein fragwürdiger Ansatz. Auf die Frage, ob das Museum selbst ein guter Schritt im Hinblick auf die weitere Annäherung zwischen Juden und Nichtjuden in Polen ist, überlegt Rabbi Schudrich kurz und sagt: „Sagen wir so – es ist kein schlechter.“

Andreas Kahrs